



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von einem Achtundvierziger. Zu den radikalen Mitgliedern des Frankfurter Vorparlamentes gehörte auch der im Jahre 1814 zu Hucksowagen geborne Rittinghausen. Als die Versammlung beschloß, die Lösung der brennenden Fragen einem erst noch zu wählenden Parlament zuzuschicken, erachtete er die Sache Deutschlands und der Demokratie für verloren. Er hatte den Grundsatz aufgestellt: rechtmäßige Regierungen giebt es nicht mehr in Deutschland; indem die Fürsten nach der Befreiung des Landes im Jahre 1815 die Pflicht, eine Zentralgewalt zu schaffen und dem Volke eine Verfassung zu geben, nicht erfüllten, haben sie ihre Rechte verwirkt und dürfen sich nicht beschweren, wenn jetzt das Volk thut, was gethan werden muß. Er schöpfe aus solchen Erfahrungen eine tiefe Abneigung gegen gewählte Volksvertreter und bildete die Meinung aus, wie das Königtum der Herrschaft des Adels und des Klerus, so entspreche der Parlamentarismus der Herrschaft der Bourgeoisie; in Zukunft aber solle nicht mehr eine Klasse herrschen, sondern das Volk sich selbst regieren, daher müsse das Volk selbst auch die Gesetze geben. „Die Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk“ wurde fortan die fixe Idee, deren Verwirklichung er seine Lebensarbeit widmete. Zunächst wandte er sich den Sozialisten zu, trat für die Verstaatlichung der Eisenbahnen und Zettelbanken ein, gründete mit Marx und Engels die „Neue Rheinische Zeitung“ und mit Becker, dem roten, die „Westdeutsche Zeitung,“ und zog sich dann vorübergehend nach Frankreich zurück, wo er *Confidérant* für seine Ansicht gewann, während andre Sozialisten, wie Louis Blanc, die Möglichkeit der Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk bestritten. Nachdem der Staatsstreich allen Republikanerplänen ein Ende gemacht hatte, widmete er seine Thätigkeit eine Zeit lang der Schweiz; der Kanton Zürich soll ihm seine ultrademokratische Verfassung zu verdanken haben; das später für die ganze Schweiz eingeführte Referendum aber bezeichnete er als einen sehr unbefriedigenden Kompromiß zwischen seiner Idee und dem Parlamentarismus. Jene fuhr er fort in Broschüren und Zeitungsartikeln zu verfechten. Er wurde einigemal in den deutschen Reichstag gewählt, und leistete der Stadt Köln in ihrem Streit mit dem Militäriskus über das Eigentum des Festungsterrains durch Rechtsgutachten gute Dienste. Gestorben ist er am 29. Dezember 1890 zu Orth in Belgien. Nach seinem Tode haben Verehrer sein Buch über die Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk, oder vielmehr eine Sammlung von Aufsätzen und Streitschriften darüber, aufs neue herausgegeben unter dem Titel: *La Législation Directe par le peuple et ses adversaires, par M. Rittinghausen. Nouvelle édition, augmentée d'une notice biographique.* Bruxelles, J. Lebegue et Cie. Die „biographische Notiz,“ der wir die obigen Angaben entnommen haben, ist so schludrig abgefaßt, daß man daraus weder die chronologische Reihenfolge der Begebenheiten, noch den bürgerlichen Beruf Rittinghausens, noch den Wahlkreis, den er im deutschen Reichstage vertreten hat, seinen Vornamen Moritz aber nur zufällig aus einem eingeflochtenen Briefe erfährt. Dafür wird uns die Genealogie der Grafen von Blois aufgetischt, weil eine Großmutter Rittinghausens diesem mittelalterlichen Rittergeschlecht entsprossen war. Auf diese erlauchte Abstammung wird — komisch genug in dem Nekrologe auf einen radikalen Achtundvierziger — seine Neigung für die Politik zurückgeführt. Mit dem Hin-

weiß auf das Schweizer Referendum, um dessen Einführung sich der Verstorbene Verdienste erworben habe, wurde uns das Büchlein übersandt. Wir erwarteten daher nähere Aufschlüsse über diese Einrichtung zu finden, die sich als durchführbar und nicht unnützlich erwiesen hat, und Ratschläge, wie sie auch anderwärts, etwa bei uns in Deutschland, als Vorbeugungsmittel gegen parlamentarische Mißgriffe verwendet werden könnten. In dieser Erwartung sehen wir uns jedoch getäuscht, und das, was das Buch hauptsächlich enthält, die breiten Auseinandersetzungen zwischen Rittinghausen und den französischen Schwarmgeistern von 1850, hat kein Interesse für den praktischen Politiker von heute. Die Untersuchung darüber, wie zu verfahren wäre, wenn das in Tausendschaften abgeteilte Volk — nicht etwa vorgeschlagene Gesetze annehmen oder ablehnen, sondern jedes Gesetz wirklich Satz für Satz machen sollte, kommt entweder vierzig Jahre zu spät oder vierzig Jahrhunderte zu früh. Das Buch hat also nur für spekulierende Theoretiker Wert und als Beitrag zur Geschichte der französischen Demokratie vor dem Staatsreich. An hübschen und glücklichen Gedanken kann es ja natürlich in dem Buche eines geistig bedeutenden Mannes nicht fehlen, und etwaige konservative Leser werden sich freuen, zu finden, das alles Üble, was sie dem Parlamentarismus nachzusagen pflegen, ihm schon vor vierzig Jahren von einem radikalen Sozialisten nachgesagt worden ist.

Amerikanische Philosophie. Unter dieser Überschrift haben wir in Heft 1 des Jahrgangs 1891 ein Buch des Deutschamerikaners Dr. Paul Carus: *Fundamental Problems* besprochen. Der Verfasser bedauert in einem freundlichen Schreiben an dieser Besprechung „nur zweierlei.“ Erstens, daß wir ihn in einigen Punkten mißverstanden hätten. Aus der Aufzählung dieser Punkte sehen wir jedoch zu unserm Vergnügen, daß wir ihn in der Hauptsache richtig verstanden haben müssen. Er führt nämlich nur drei solche Punkte an. In zweien von untergeordneter Bedeutung, mit deren Angabe wir die Leser nicht belästigen wollen, „scheint es ihm“ nur so, als hätten wir ihn mißverstanden, und in dem dritten, der von größerer Bedeutung ist, hat er selbst offenbar uns mißverstanden; er wehrt sich nämlich gegen den Vorwurf des Materialismus, den gegen ihn zu erheben uns gar nicht eingefallen ist. Zum andern bedauert er, daß wir „eine philosophische Schrift vom theologischen Standpunkte beurteilen.“ Das ist sehr heiter. Haben wir doch keine andern als logische, naturwissenschaftliche und der Erfahrung entnommene Gründe gegen ihn ins Treffen geführt und uns weder auf die Bibel noch auf die Kirche berufen. Aber freilich, wir haben uns zum Glauben an den persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit bekannt, und wer das thut, mag er auch auf streng philosophischem Wege dazu gelangen, der ist ein „Theologe,“ heiße er auch Plato oder Aristoteles, Newton oder Leibniz, Voltaire oder Kant. „Was übrigens — schreibt der Herr an die Redaktion — die persönliche Unsterblichkeit und die Idee eines persönlichen Gottes angeht, so werde ich dieselben gern annehmen, falls mir Ihr Referent die bloße Möglichkeit derselben nachweisen kann.“ Der „Referent“ ist aber nicht im mindesten bekehrungssüchtig; und außerdem wäre es eine Unverschämtheit, wenn er die Möglichkeit nachweisen wollte, nachdem Aristoteles und Kant die Notwendigkeit nachgewiesen haben. Ein Glück ist es noch, daß Dr. Carus das deutsche Vaterland nicht will entgelten lassen, was die Grenzboten an ihm verbrochen haben. Ein Postskriptum lautet: „Daß Deutschland nicht gar so rückwärtlich ist, ersehe ich aus der neuen Auflage von Meyers Konversationslexikon, welches sub voce »Theologische Litteratur« meiner Schrift sehr an-

erkennend gedenkt und sie nicht als materialistisch auffaßt.“ Da hätten wir also ein recht bequemes Mittel, uns vor dem nicht ganz ungefährlichen Rufe reaktionärer Gesinnung zu schützen, wir brauchten nur Herrn Dr. Carus ohne Einschränkung zu loben. Aber sieht er nicht eine Beleidigung darin, daß ihn Meyer unter die Theologen versetzt hat? Mittlerweile ist uns ein andres Buch von ihm zugegangen: *The Soul of Man, an investigation of the facts of physiological and experimental psychology*, by Dr. Paul Carus, with 152 illustrations and diagrams. Chicago, The Open Court Publishing Company 1891. In formeller Beziehung können wir diesem Werke dasselbe Lob erteilen wie den Fundamentalproblemen: daß es anziehend, klar und verständlich geschrieben ist; die Illustrationen sind höchst sauber. Was aber den Inhalt anlangt, so bietet diese Psycho-Physiologie kaum etwas, was man nicht auch bei Loze, Wundt und andern deutschen Gelehrten fände, deren Werke außerdem noch ausführlicher und gründlicher sind, sodaß sich deutsche Studenten kaum veranlaßt sehen dürften, zu jenem amerikanischen Erzeugnis zu greifen. Besonders interessirt hat uns die Abhandlung: *Pleasure and Pain*, über die Bedeutung von Lust und Schmerz für das Leben des Organismus, weil wir denselben Gegenstand ein paarmal in den Grenzboten gestreift haben. Carus geht zwar etwas tiefer darauf ein, aber sein Versuch ist doch noch weit entfernt davon, die Sache zu erschöpfen und die in Betracht kommenden widersprechenden Erscheinungen befriedigend zu erklären.

Außerdem sind uns drei Hefte der Vierteljahrsschrift *The Monist* zugegangen, die ebenfalls von der Open Court-Verlags-gesellschaft und unter Leitung des Dr. Carus herausgegeben wird. Wir ersehen aus den Aufsätzen, die sie enthält, daß die amerikanische Naturphilosophie auf der Höhe der englischen, d. h. nicht ganz auf der Höhe der deutschen steht, müssen aber bekennen, daß uns der Titel mit den philosophischen Grundsätzen des Dr. Carus in Widerspruch zu stehen scheint. Er will Positivist sein und von jenseitigen Ursachen nichts wissen. Wie kommt er da überhaupt dazu, die ganz metaphysische Frage: Monismus oder Dualismus? aufzuwerfen und sogar die Verbreitung der monistischen Ansicht zur Hauptaufgabe seiner philosophischen Lebensarbeit zu machen? Wir unsrerseits sind weit echtere Positivisten als er, denn wir werfen jene Frage gar nicht auf. Und da er wahrscheinlich die Grenzboten-Aufsätze, in denen wir den Gegenstand wiederholt behandelt haben, nicht gelesen hat, so wollen wir ihm unsre Stellung zur Sache wenigstens andeuten. Im Oktoberheft 1890 seiner Zeitschrift schreibt er über den Ursprung des Geistes. Da heißt es auf S. 84: „Der Dualismus nimmt zwischen den beiden Reichen, dem der fühlenden und denkenden Wesen einerseits und dem der empfindungslosen andererseits, eine unübersteigliche Kluft an; der Monismus hingegen behauptet, es sei gar keine Kluft vorhanden; die beiden Gebiete seien gar keine verschiedenen Provinzen, und eine Grenze, wo eins in das andre übergehe, sei gar nicht anzugeben. Die Sauerstoffatome sind, während wir sie einatmen, in keiner von Empfindungen begleiteten Thätigkeit begriffen, aber bald werden einige von ihnen zur Erzeugung unsrer besten Gedanken beitragen und vom intensivsten Bewußtsein begleitet sein. Hierauf werden sie in der Form von Kohlensäure wieder ausgeschieden werden.“ Diese Sätze beweisen, daß Herr Carus die von Loze ein für allemal klar gemachte Kern- und Grundwahrheit der Philosophie noch gar nicht begriffen hat. Diese Wahrheit ist nicht etwa die Antwort auf die Frage, ob das Ding, das da den Raum erfüllt und dessen Teile durch ihre fortwährende Bewegung und Umgruppierung unsre Sinneswahrnehmungen erzeugen, und das Ding, das in uns wahrnimmt, empfindet und denkt, ein und dasselbe Ding seien, ob unsre Seele ein Sauer-

stoff= oder ein Kohlenstoffatom, oder eine Atomgruppe sei, und ob Körperatome Seele werden können. Möglich, daß dem so ist, möglich auch, daß Seelen- und Körperatome verschiedene Wesenheiten sind; wir wissen es nicht, wir werden es mit den Hilfsmitteln irdischen Wissenschaft niemals herausbekommen, und was wir schlechterdings nicht der wissen können, das ist uns gleichgiltig; die Frage nach Monismus und Dualismus überlassen wir den Metaphysikern alten Stils und den Theologen. Sondern dieses ist die durch unsre heutige Naturerkenntnis klar gewordne Wahrheit, daß die Vorgänge der Körperwelt und die Seelenerlebnisse grundverschieden von einander und unvergleichbar mit einander sind. Mag Seele und Sauerstoffatom stofflich ein und dasselbe Ding sein, aber als Seele ist es nicht Sauerstoff, und als Sauerstoff ist es nicht Seele; Kohlensäure bilden und Blutkörper rot färben auf der einen, Kohlensäure riechen und rote Farbe sehen auf der andern Seite sind Vorgänge, die schlechterdings keine Ähnlichkeit, keine Verwandtschaft mit einander haben. Alle Vorgänge der Körperwelt sind bis in unser Gehirn hinein weiter nichts als Schwingungen, Annäherungen, Abstoßungen, Umgruppierungen. Zwischen dem ganzen Verlauf und der ganzen Verkettung dieser ewig sich gleichbleibenden äußern Anstöße einerseits und den Farben, Tönen, Gerüchen, die wir auf diese Anstöße hin wahrnehmen, den Luft- und Schmerzempfindungen, die sie uns verursachen, andererseits besteht nicht die geringste Ähnlichkeit. Von abgestufter Entwicklung, von allmählichen Übergängen aus einem Gebiet ins andre kann gar keine Rede sein. Nicht bloß mit den erhabnen Gedanken Platons, sondern schon mit den Lustgefühlen eines Bauerklümmels oder mit der Schmerzempfindung des getretenen Wurms haben die organischen Vorgänge im Gehirn keinerlei Ähnlichkeit oder Verwandtschaft; sie haben damit, bloß ihre Daseinsform angesehen, rein gar nichts zu schaffen. Die Gruppen der Körperatome haben unter sich eine Stufenleiter vom einfachen zum zusammengesetzten, und die Seelen unter sich eine andre von der stumpfen zur scharfen, von der groben zur feinen, von der einfältigen zur vielfältigen Empfindung. Die zweite Stufenleiter läuft der ersten parallel, und die Wesen dieser dienen den Wesen jener als Werkzeuge; in den lebenden Wesen sind Bewegungsanstöße und Empfindungen mit einander verkettet. Aber von einem Übergange des körperlichen Daseins zum geistigen zu sprechen hat keinen Sinn. Niemals geht eine bloß organische Zelle in eine empfindende über, sondern bei einer bestimmten Gruppierung organischer Zellen tritt allemal Empfindung als etwas völlig neues hinzu, das mit dem organischen Prozeß weiter nichts zu schaffen hat, als daß es ohne ihn nicht thätig sein, nicht wirklich werden kann, wie der Violinvirtuos nicht thätig sein, nicht wirklich werden kann ohne eine Violine, deren Holzteile, Saiten und Saitenschwingungen ja ebenfalls etwas völlig andres sind und in alle Ewigkeit etwas völlig andres bleiben als die musikalischen Gedanken, Empfindungen und Willensanstöße des Spielenden. Und wenn wir auch Herrn Dubois-Reymond nicht Recht geben, wenn er Goethen belehrt, sein Faust habe als ordentlicher Professor das arme Gretchchen nicht sitzen lassen dürfen, so bleibt doch sein andres Wort unumstößlich wahr, daß wir niemals begreifen werden, wie ein Körperatom jemals dazu kommen konnte, zu empfinden und um sich selbst zu wissen. Und um auch noch einen „reaktionären“ Franzosen anzuführen, der freilich einen deutschen Namen trägt, so sagt der Physiker G. H. Hirn in seiner Schrift *La vie future et la science moderne*: *Comment une pensée et surtout comment la conscience que nous avons de nous-mêmes peuvent sortir du choc de tant de millions qu'on voudra de billes élastiques très petites, c'est ce que je laisse à d'autres le soin d'expliquer et surtout de comprendre eux-mêmes; je me récusé ici fort humblement.* (Wir

entnehmen dieses Zitat der kleinen aber guten gegen L. Büchner gerichteten Schrift: „Was wissen wir über die Unsterblichkeit der Seele?“ Von Lic. Dr. Riemann. Magdeburg, Heinrichshofen, 1891.)

Zerrbild und Wahrheit. Geehrter Herr Reinhold Steig! Seit ich im Augustheft der Deutschen Rundschau Ihren Aufsatz über Bettina gelesen habe, verläßt mich die Angst nicht mehr, ich könnte mit der Zeit berühmt und Sie könnten nach meinem Tode mit der Herausgabe meiner Briefe betraut werden. Befreien Sie mich barmherzig von dieser Sorge, mein Herr, indem Sie mir versprechen, wenn schon das Schicksal das erste mit mir vorhaben sollte, doch zum zweiten Ihre Hand nicht zu bieten. Es kann ja auch für Sie nur von Vorteil sein, wenn Sie dem Publikum selbständig und unumwunden sagen, was es von Ihnen zu halten hat, anstatt es darauf ankommen zu lassen, ob sich dieses oft so begriffsstüchtige Publikum die Mühe macht, Ihre Vorbeeren aus meinen Briefen herauszufinden. Denn so müßte es geschehn, wenn Sie in der an Bettinen als „die höchste und vornehmste“ von Ihnen erkannte Art, vorhandne Briefe zu verwenden, mit den meinigen verfühen. Sie sagen: „Wer es übernimmt, die intimsten Gedanken anderer Menschen der Öffentlichkeit zu übergeben, hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, nicht geeignetes auszuschneiden.“ Einverstanden. Sie fügen aber hinzu, es hätte Bettinens „Arbeitsgrundsätzen“ besser entsprochen, Ansichten, die ihr nicht paßten, „zu verallgemeinern“ oder „auf ein richtiges Maß zurückzuführen.“ Wenn nun Frau Bettinas „richtiges Maß“ auch das Ihrige wäre, dann dreimal Wehe! über die Glaubwürdigkeit alles dessen, was das Segefeuer Ihrer Bearbeitung durchschritten hat.

Bisher war ich der Meinung, daß man durch die Veröffentlichung von Briefen Aufklärung über den Charakter des Brieffschreibers und nicht über den des Herausgebers zu verbreiten beabsichtige; daß man Erläuterungen, die den Schreibenden, seine Umgebung oder die Zeit, in der er lebte, besonders charakterisieren, als Noten oder als Anhang beifügen könne; daß jedoch Briefe Urkunden und den amtlichen Urkunden darin gleich seien, daß jede unbefugte Änderung durch fremde Hand mit dem Namen Fälschung belegt wird. Sie aber belehren mich, daß die „höchste und vornehmste Art, vorhandne Briefe zu verwenden,“ die ist, das, was in den Briefen für den Herausgeber ungünstig lautet, entweder wegzulassen oder durch günstig klingende Bemerkungen, die der Betreffende „hätte so geschrieben haben können,“ zu ersetzen. Man schöpft nach Ihrer Meinung „das Gold der Wahrheit“ nicht aus den unter dem lebendigen Eindruck entstandnen schriftlichen Mitteilungen, sondern nach Jahren „aus der Fülle wiederbelebter Erinnerung.“ Ich bezweifle sehr, daß „man“ das thut, aber noch mehr, daß Bettina es gethan hat; scheut sie sich doch nicht, die Aufzeichnungen bedeutender Menschen „ihren Zwecken“ (die sich mit dem Begriff Wahrheit nicht immer decken) entsprechend zu verändern, ja selbst Thatfachen, die dem Schreibenden damals noch nicht bekannt sein konnten, einzuflechten, denn, sagen Sie, sollte sie nach einer Reihe von Jahren „diese falsche Meinung ins Publikum bringen?“ Würden Sie wohl, wenn Sie in die Lage kämen, einen etwa aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Brief zu veröffentlichen, in dem von den drei Weltteilen die Rede wäre, mit kühner Hand diese drei in fünf verwandeln, um nicht nach Jahrhunderten eine falsche Ansicht ins Publikum zu bringen?

„Nebensächliches“ läßt Bettina weg; weiß sie aber so genau, ob nicht manche rein äußerliche Nebensächlichkeit aus der Feder ihres Bruders der lesenden Nach-

welt interessanter sein wird, als mancher Beitrag zur Verherrlichung ihres Geistes aus ihrer eignen? Wie kann man sich unterstehn, an einem so prächtigen, von Humor und gesundem Menschenverstand sprudelnden Brief, wie dem von Ihnen im Original wiedergegebenen von Clemens Brentano, auch nur ein Wort zu ändern? Wie kann man nun gar eine so läppische Stelle eigner Fabrikation einfügen, wie die vom Singen, Springen, Kuchenbacken u. s. w., von der nur wenige Menschen gleich Ihnen glauben werden, daß Clemens „so hätte geschrieben haben können.“ Nur in einem Punkte bin ich mit diesem Bruder nicht einverstanden; darin nämlich, daß er es „überraschend und ohne Verstand“ nennt, wenn Karoline von Gündelrode seiner Schwester „kurz“ die Freundschaft aussagt. Schon die Art, wie diese den kurzen Brief der Freundin behandelt, scheint dies Verfahren nachträglich zu rechtfertigen. Die Bitte um die französischen Übersetzungen, die Savigny der Gündelrode versprochen hatte, ist — auch in Ihren Augen — so „äußerlich“, daß es Bettina „unharmonisch“ erscheinen muß, sie ruhig stehn zu lassen; dagegen wird ein Plan der letztern selbst für die Nachwelt so wichtig und interessant befunden, daß sie die ihn nur andeutende Stelle hier wegläßt und dafür in einigen vorher eingefügten Briefen diesen aus überschwänglichem Backfischtum entsprungenen Plan auseinandersetzt. Sie beabsichtigt nämlich, sich durch mathematische und andre Studien einen eignen Weg zur Erkenntnis der Göttlichkeit zu bahnen. Und wenn ihr zum Schluß die Freundin empfiehlt, sie möge nicht ermüden, „fleißig zu sein,“ so macht sie aus diesem „Berrbild“ die „Wahrheit“: „ermüde doch nicht, miß zu schreiben.“ Sollte es ein ganz zufälliges Zusammentreffen sein, daß auch Clemens ihr rät, „ohne Übereilung oder Faulheit ein halb Duzend leinene Stiefelstrümpfe zu stricken,“ und daß er es einen „Beweis von Faulheit und Langeweile“ nennt, wenn Frauenzimmer annehmen, die Leute seien nur auf der Welt, sie mit häufigen Briefen zu unterhalten?

Aus allen begangnen Ver—änderungen geht für mich, die ich nicht mit dem von Ihnen gewünschten warmen, nachfühlenden Herzen an Bettinas Schöpfungen herantreten kann, deutlich hervor, daß es ihr dabei weniger, wie Sie glauben, um die Schaffung eines litterarischen Kunstwerkes, als um ihre Selbstverherrlichung zu thun war. Ihr, dem begabten, verzognen Kinde einer Zeit und eines Kreises, denen Schöngelsterei den Stempel aufdrückte, kann man solche Mißhandlungen allenfalls verzeihen; auch ist es begreiflich, wenn sich der begeisterte Verehrer bemüht, Bettinens Verfahren aus ihrer Natur zu erklären, durch ihr Wesen gewissermaßen zu entschuldigen. Dem Kritiker aber steht es nicht an, als Gesetz aufzustellen, was man höchstens als Ausnahme gelten lassen könnte.

Eine Brieffschreiberin

Eine Heirats- und Sprachenenquete. In den Daily News hatte dieser Tage eine Dame die auch in England zeitgemäße Frage aufgeworfen, warum unsre jungen Männer nicht mehr heirateten? Dies hat der Zeitung in dem klassischen Lande der Clerks, Blausstrümpfe und ältern Mädchen eine Flut von Antworten eingetragen, mit denen sie eine Woche lang täglich mehrere ihrer riesigen Spalten angefüllt hat. Den ungefähren Inhalt mag man aus den Unterschriften erraten: one living in hope, one who is looking round, dann: désillusionné, twice married, the drudge, a sufferer, aber auch: the husband of a domesticated woman, silver wedding, a contented spinster of over thirty, weiter: small income, short of cash, three poor girls who wish to marry on small means, endlich: a schoolgirl. Die Daily News widmen nun der „Tagesfrage“ einen besondern Artikel. Sie schicken voraus, daß sie nur den allergeringsten Teil der ihnen zu-

gegangnen Zuschriften hätten veröffentlichen können, und daß ihnen die eine Woche mehr Material für die wichtigsten sozialen Fragen eingebracht habe, als eine königliche Kommission in einem ganzen Jahre hätte sammeln können. Das Ergebnis fassen sie dahin zusammen, daß bei beiden Geschlechtern der Sinn für verfeinerten Lebensgenuß und die Ansprüche ans Leben außerordentlich gewachsen seien, aber die Vermehrung des Einkommens nicht gleichen Schritt damit gehalten habe. Der Mann mit hundert Pfund, sowie das Mädchen mit Null Pfund Einkommen ver- lange von dem künftigen Gatten everything. Der Clerk wolle nicht mehr den Kinder- wagen schieben, und wenn seine Frau noch die Thürabtreter reinige, so thue sie es gleich dem Mikodemus, der nur bei Nacht zum Herrn kam. Die Ehe leide, wie das ganze Leben, unter dem Überhandnehmen falscher Ideale. Die jungen Männer müßten wieder lernen, Handwerker zu werden, da sie doch die handgreifliche Unmöglichkeit vor Augen sähen, sich unter dem Haufen der Jünger gelehrter Berufe auch nur das trockne Brot zu verdienen. Für die Ehe müsse der eine wie der andre Teil einen ehrlichen Stolz darein setzen lernen, recht bescheiden anzufangen. Es ist ein Trost für uns vom Militarismus ausgefogne und vom Absolutismus geknechtete Deutsche, daß es unsern reichen Bettern jenseits des Kanals auch nicht bessergeht als uns. Die Verhältnisse des englischen Mittelstandes scheinen in der That knapper und den unsern ähnlicher geworden zu sein, als man bisher glauben wollte.

Interessant ist aber auch folgendes Urteil der Daily News über die Qualität der ihnen zugegangnen Zuschriften: „Sie liefern einen schlagenden Beweis von der Breite und Tiefe unsrer heutigen Volksbildung. Noch vor einem Vierteljahrhundert wäre es unmöglich gewesen, selbst unter den bestgestellten Klassen des Königreichs eine so reiche Sammlung vortrefflicher Korrespondenzen aufzubringen. Die Kunst, gut zu schreiben, ehemals das Geheimnis weniger, scheint jetzt das Gemeingut vieler zu sein. Früher stand auf dem Titelblatt einer Grammatik, daß sie (unter andern) auch für den Gebrauch der Ackerknechte und der Parlamentsmitglieder bestimmt sei. Die Verbreitung der Schulbildung, die größere Wohlfeilheit der Bücher, ihre leichtere Zugänglichkeit und — wenn wir es, ohne eitel zu sein, hinzusetzen dürfen — die Anstrengungen der modernen Tagespresse scheinen alle diese Ande- rungen hervorgebracht zu haben. Unsere minder begünstigten Klassen haben sich auf die Höhe der bessern gehoben nicht nur in Lebensart und Anzug, sondern auch in Geist und Bildung.“ Mit tiefer Trauer setzen wir neben dieses schmeichelhafte Zeugnis des englischen Blattes das leider begründete Urteil Wustmanns in der Einleitung zu seinen „Sprachdummheiten“: „Seit etwa fünfzig Jahren sind wir in die Fesseln der Papiersprache wieder tiefer hineingeraten als je, und dazu greift eine Unsicherheit und Unwissenheit in grammatischen Dingen um sich, die immer beschämender wird. . . . Unsere Sprache hat sich in den letzten Jahrzehnten immer schneller umgebildet, und dabei ist sie verwildert und verroht.“ Die Engländer kennen keinen Gymnastialdrill in unserm Sinne, keine Schulüberbürdungsfrage, ihre Jugend beider Geschlechter darf mindestens die Hälfte ihrer Zeit auch der körper- lichen Ausbildung widmen, und dennoch — oder vielleicht gerade deshalb? — diese Sprach- und Stilvollkommenheit, die von den Daily News, gewiß mit gutem Grunde, den gebildeten englischen Mittelklassen nachgerühmt wird! Wenn freilich die Daily News auch darin Recht haben sollten, daß sie gerade die Veredlung des Sprachgefühls, die Verallgemeinerung einer feineren Bildung mit der Heiratscheu der jungen Männer in einen gewissen Zusammenhang bringen, dann müßten unsre Sprachvereine wohl darauf gefaßt sein, von unsern höhern Töchtern in Acht und Bann gethan zu werden.

Schönheitspolizei. Kennst du den Leipziger Augustusplatz, lieber Leser? Wie solltest du nicht, ist er doch am Kopfe jeder Nummer der Leipziger Illustrierten Zeitung abgebildet: im Hintergrunde das zur Universität gehörige Augusteum, daneben die Paulinerkirche mit ihrem spitzen Dachreiterchen und das Café français, zur Linken das Museum mit dem großen Springbrunnen davor, zur Rechten das Theater; hinter dem Beschauer liegt dann die Post und eine Reihe schöner Privatbauten. Das Ganze bildet wohl einen der herrlichsten Stadtplätze Deutschlands, und ich freue mich, so oft ich nach Leipzig komme und aus der Grimmischen Straße auf diesen Platz hinaustrete.

Was ist nun kürzlich geschehen? Komme ich da Ende August zum deutschen Architektentage nach Leipzig und freue mich natürlich wieder auf meinen Augustusplatz. Ich gehe von der Universitätsstraße durch den Paulinerhof, sehe im Vorbeigehn zu meinem großen Bedauern den Abbruch der alten Universitätsbibliothek, des letzten gothischen Profanbaus, den Leipzig noch aufzuweisen hatte, und trete nun aus dem Augusteum hinaus auf den Augustusplatz. Aber was ist das? ich sehe die Post nicht mehr, ich sehe das Theater nicht mehr, ich sehe das Museum nicht mehr, ich sehe nur noch mir schrägüber in riesengroßer Schrift die Worte: „Danfer & Kott. Knöpfe u. Posamenten!“

Drüben am Eingange der Johannisgasse ragt hinter einem Garten ein hoher kahler Giebel auf. Er bildete nicht gerade eine Zierde des Platzes, aber man sah ihn kaum; schmutziggrau wie er war, glitt das Auge über ihn hinweg, in der ganzen architektonischen Erscheinung des Platzes war er so gut wie nicht vorhanden. Diesen Giebel hat nun ein in dem Hause befindliches Geschäft blendend weiß anstreichen und mit mannshohen Buchstaben ihre Firma draußschreiben lassen — die einzigen Schriftzeichen, die auf dem ganzen großen Platz hier zu sehen sind. Denn die kaufmännischen Geschäfte in den Privatbauten an der Ostseite sind sämtlich so taktvoll gewesen, keine aufdringlichen Firmenschilder über ihren Läden anzubringen. Diese eine Firma schlägt die ganze Architektur des Augustusplatzes tot, man sieht eben nichts weiter als „Danfer & Kott.“ Wer überhaupt Augen hat, zu sehen, wer nicht ganz stumpfsinnig durch die Welt tritt, dem ist der ganze schöne Platz dadurch verleidet.

Die guten Leute, die ihre Firma da oben haben anpinseln lassen, haben natürlich keine Ahnung davon, was für eine Barbarei sie begangen haben. Aber ich frage: war keine Möglichkeit, diese Barbarei zu verhüten? ist keine Möglichkeit, sie rückgängig zu machen? Die Sache ist nicht ganz so schlimm, wie wenn eine Burgruine durch eine angebaute Bierneipe verhunzt, ein Berggücken durch eine Zahnradbahn verunstaltet, an einer Felswand im Gebirge Kellame für ein Hotel oder für irgend eine kaufmännische Lumperei gemacht wird; aber viel besser ist es auch nicht. Schlimm genug, daß in den Straßen unsrer alten Städte oft die ganze Architektur schöner Renaissance- oder Barockbauten durch eingebrochene Schaufenster mit Rollläden ruiniert wird, daß ihre ganze Ornamentik oft durch breitspurige, schreiend hunte Aushängeschilder zugedeckt wird. Aber ein Platz, wie der Leipziger Augustusplatz, bei dem bisher nichts der Art die rein künstlerische Wirkung beeinträchtigte, sollte doch vor Amerikanisierung geschützt sein.

Principiis obsta. Wir haben so vielerlei Polizei, aber an einer fehlt es, und sie thäte doch manchmal recht not: an Schönheitspolizei.

Eine Modenfrage. In Paris ist ein Gesetz gegeben worden, demzufolge im kommenden Winter die Damenkleider eine Weite zu erhalten haben, die eine

ungewöhnliche Breite des Stoffes „bedingt“; solche Stoffe müssen eigens angefertigt werden, und da das Amtsgeheimnis streng gewahrt worden ist, haben sich, wie Figaro versichert, die deutschen Fabriken nicht rechtzeitig darauf einrichten können. Also werden, ruft das Blatt triumphierend aus, die Deutschen diese Mode nicht mitmachen können. Das wäre entsetzlich, aber wie schlecht kennt es unsre Modedamen! Die auf voller Höhe stehenden beziehen ja ihre Anzüge überhaupt nur aus Paris, und den andern wird kein Opfer zu hoch scheinen, um nicht zurückzubleiben. So oder so; fehlt es an hinlänglich breiten Stoffen, so kann man ja ansticken, und sollten dabei Karrikaturen herauskommen, wie zur Zeit der Krinolinenherrschaft: lieber gehen unsre Patriotinnen wie Vogel scheuchen umher, als daß sie ihrem Vaterlande nachsagen lassen, es kenne eine Narrheit noch nicht, die leichtfertige Frauenzimmer in Paris in ihrem Übermute erfunden haben. Einzelne Sonderlinge werden vielleicht sagen: Gut, thun wir den Franzosen ihren Willen, lassen wir Lyon seine breiten Stoffe und tragen wir, was die deutsche Industrie liefern kann, unbekümmert um die Gefahr, von Gigerln als „unmodern“ bespöttelt zu werden. Aber das wäre verwerflicher Chauvinismus, und alles dürfen wir uns vorwerfen lassen, nur das nicht!



## Litteratur

Kritik der reinen und praktischen Unvernunft in der gemeinen Verjudung. Von Friedrich Dutmeyer. Berlin, E. Ketzler, 1892.

Unter dem Namen Antisemitismus werden zwei verschiedene Dinge verstanden, einerseits Kampf gegen die Juden überhaupt, andererseits Abwehr der zunehmenden Verjudung Deutschlands. Die Judenanhänger werden natürlich diese Unterscheidung nicht gelten lassen wollen, für sie ist die ganze Bewegung gleichbedeutend mit dem „Geschäftsantisemitismus,“ dem der Verfasser dieser Schrift noch „ärgere Ausbeutung des einfältigen guten Volks“ vorwirft, als die durch das Judentum verübte. Aber sie selbst, die Verjudeten und viele Weichmütige und Schwachköpfige außerhalb jener Gemeinschaft, weisen auf die Größe der Gefahr und die Notwendigkeit des Widerstandes hin, wenn sie uns andern die Annahme jüdischer Grundsätze und Gewohnheiten als einfachste Lösung der Wirren anempfehlen. Den Antisemitismus in diesem Sinne verfehlt die vorliegende Schrift, die nicht weniger lesenswert und vielleicht wirksamer sein würde, wenn sie nicht in gleichsam atemlosem Stil — immer fünf bis acht Druckseiten ohne Ruhepunkt — geschrieben und mancher unnötige Kraftausdruck getilgt wäre. Der Verfasser teilt die Ansicht, daß die vollständige Gleichberechtigung nicht aufrechterhalten werden könne: „da der Jude die Regel, die für uns gilt, nicht anerkennt, unsre Gesetze nicht respektirt, so sind für ihn Ausnahmegeetze erforderlich.“ Die Frage wird in sieben Abschnitten behandelt: Judenwitz und Judentum, Judenphilosophie und Judenmoral, die Juden wider Kaiser und Reich und das jüdische Lumpenkommando in Berlin, Kunst und Litteratur in der Verjudung, die Juden als Schänder der deutschen Sprache, das Übergewicht des weiblichen Moments in der Zeit der Verjudung, wie verwahrt man sich vor der Verjudung?

Einige gute Worte hier zur Charakteristik. „Die jüdischen Ulfmacher oder